


Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern.
131/132. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Felix Dahns
Ein Kampf um Rom.

von
Paul Sommer,
Rektor.

~~1,20~~ 1,20
Preis 1,20 Pfg. — 1,20 Pfg.

Verlag von  in Leipzig.

C. Bange Verlag
Versandbuchhandlung
8601 Hollfeld/Obrf.
Marienplatz · Telefon 372

I.

Einleitung.

Zu den jüngsten Kindern der epischen Muse gehört der Roman. Entstanden aus der schlicht und breit angelegten Profan-erzählung der romanischen Vulgärsprache (lingua romana), nahm er, sich allmählich zur eigentlichen Kunstform entfaltend, nach und nach die Stelle des im Altertume und Mittelaltertume beliebten Epos ein. Von manchen wird er deshalb das Epos der Neuzeit genannt; doch ist diese Bezeichnung nicht völlig gerechtfertigt; denn der Roman kann keinesfalls als Ersatz für das wirkliche Epos oder gar für die großartig und erhabenen angelegte Epopöe gelten. Sein Hauptwert beruht insbesondere in der streng psychologisch durchgeführten Charakteristik und Entwicklung, und so kommt es denn, daß gerade im Roman uns das Innenleben des Helden fast mehr noch als in anderen Dichtungsarten erschlossen wird. Daß des Herzens Walten und Regen hierbei mehr denn anderswo offenbar wird, liegt nahe; darum spielt auch das Moment der Liebe im Roman eine bevorzugte Rolle, „der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens mit der entsprechenden Prosa der Verhältnisse.“ Da die sich hieraus notwendigerweise ergebenden seelischen Kämpfe zumeist einen hohen Grad von Stärke und Nachhaltigkeit besitzen, so liegt in deren Darstellung und Entwicklung ein besonders ergiebiges Moment des Romans. Freilich darf dieses nicht das allein bestimmende sein und bleiben, weil ihm dadurch leicht das Männlich-Kräftige zu Gunsten des Weiblich-Verschwommenen genommen wird und die Erzählung sich wenig über das Niveau einer platten, alltäglichen Liebesgeschichte erhebt, deren Reiz künstlich und mühsam durch allerlei beabsichtigt und willkürlich hineingestrente und der gesunden Entwicklung des Ganzen hinderliche Manöver und aufgenötigte

Verwickelungen erhöht wird. Man verschmäh't eben nicht, um äußerlich interessant zu wirken und künstliche Spannung zu erwecken, das Ungewöhnliche, Sensationelle und, mehr denn zulässig und natürlich, handhabt der Zufall in solchen Werken die Regie. Ein motiviertes, organisches Ausspinnen der Handlung wird hierbei als überflüssige Regel geflissentlich umgangen, und doch sollten die Idee eines Romans sowie die einzelnen Phasen seines Aufbaus nie zu der Idee des ewig Wahren, Guten und Schönen in offenbaren Widerspruch treten. Die letzten Jahrhunderte haben leider nicht wenige solcher nur nach äußerem Erfolg und nach der Gunft der breiten Massen gierenden Romane gezeitigt, deren der Literaturhistoriker nur als bedauerlicher Auswüchse gedenkt oder die er, einem berechtigten „Noblesse oblige“ folgend, absichtlich überfieht. Der nur für den bloßen Genuß des Augenblicks sorgende Teil des Publikums, und er ist leider nie gering gewesen, aber findet an solchen Machwerken Gefallen und züchtet dadurch ein für den künstlerischen Feingeschmack und für literarisches Edelempfinden so gefährliches und berückichtigtes Modeschrifttum.

Weil gerade in der Gegenwart die geschäftliche Spekulation diesen für Geist und Herz ziemlich belanglosen Werken noch immer die Wege zum Publikum zu öffnen versteht, erscheint es notwendig, der Stimme eines gewichtigen Zeugen für den künstlerisch wertvollen Roman auch an dieser Stelle Gehör zu verschaffen. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben.“ sagt Gustav Freytag (S. 293): „Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für menschliche Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadargestaltung haben. Er ist als Kunstform erst möglich, wenn die Dichtung und das Nationalleben durch zahllose geschichtliche Erlebnisse und durch die Geistes- und Kulturarbeit vieler Jahrhunderte mächtig entwickelt sind. Wenn wir aus solcher späten Zeit auf die Vergangenheit eines Volkslebens zurückgehen, in welcher jede erhöhte Stimmung in gebundener Rede ankündete, so erscheint uns, was damals unter anderen Kulturverhältnissen der notwendige Ausdruck des Erzählenden war, als besonders vornehm und ehrwürdig. In Wahrheit aber ist die Arbeit des modernen epischen Dichters, dessen Sprachmaterial die Prosa ist, genau in demselben Grade reicher und machtvoller geworden, wie die Fähigkeiten seiner Nation. Das innere Leben des Menschen durch die Sprache zu schildern. Denn die Geschichte der Poesie ist im höchsten Grade nichts

anderes, als die historische Darstellung der Befähigung, jederzeit dem, was die Seele kräftig bewegt, Ausdruck durch die Sprache zu geben.

Bei einem Volke von aufsteigender Lebenskraft ist dieser Ausdruck des inneren Lebens das Gebiet der Stoffe und was von dem Wesen des Menschen darstellbar ist, in jeder früheren Zeit enger und ärmer als in der späteren. Alle Fortschritte in der Bildung zeigen sich zunächst in der vermehrten Fähigkeit der Sprache, Gedanken und Empfindungen in Worte zu fassen, und demnach in der Fähigkeit der Poesie, Geheimnes von Gefühlen und Charakteristisches der Menschennatur wirkungsvoll auszudrücken. Wenn uns das originale Volkslied, die epische Erzählung, ja auch die dramatische Poesie irgend einer vergangenen Zeit in ihrer Eigentümlichkeit schön, groß, gewaltig erscheinen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß in jeder Zeit die Zahl der Stimmungen, der Charaktere und Situationen, deren Darstellung den alten Dichtern lochend und möglich war, nicht nur im ganzen sehr viel geringer war, als in der Gegenwart, sondern daß diese größere Befangenheit und Enge auch an dem einzelnen, selbst dem schönsten Kunstwerk fühlbar wird.

Das Mehr der modernen Erfindung ist nach allen Richtungen erkennbar in der Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Schilderungen, in Stil und Färbung, vor allem aber in dem feinen Erfinden einer Handlung, welche menschliches Schicksal nach dem Verständnis und den Bedürfnissen des gebildeten Bewußtseins zusammenfügt und nach den Gesetzen schöner Wirkung ordnet. Es versteht sich, daß diese Tätigkeit des Dichters keiner Zeit und keinem Volke gänzlich fehlt. Auch die alten Säger, welche die Odyssee schufen, fügten bewußt und um eine Wirkung hervorzubringen, die Schiffsagen des Mittelmeers aneinander und erfanden dazu die breiter ausgeführte Erzählung von den Ereignissen in Ithaka bei der Rückkehr des Odysseus. Und auch für uns ist nach 2500 Jahren ein Unterschied in Ton und Farbe zwischen dem ersten und zweiten Teil erkennbar. Aber wenn nicht geliegt werden soll, daß der erste Teil, die Seereisen im ganzen den epischen Stil fester bewahrt, so wird doch immer die zweite Hälfte, in der wir hier und da Schwäche in den Einzelheiten der Komposition und vielleicht eine gewisse Begrenzung der dichterischen Begabung wahrnehmen, unvergleichlich stärkere Wirkung hervorbringen und zwar deshalb, weil wir die eigene Arbeit des Dichters in der größeren Ausführung und den freier erfundenen Situationen deutlich

erkennen, das heißt, weil dieser Teil der modernen Weise des Schaffens näher steht. Doch wir haben gar nicht nötig, bis zur Odyssee zurückzugehen, auch in unserer deutschen Vergangenheit finden wir, seit der Prozaroman auftritt, in jedem Zeitalterschnitt der Vergangenheit, daß die eigene Arbeit des Dichters im Zusammenfügen der Handlung weniger frei und in Schilderung der Charaktere weniger sicher und reich ist, als wir von einem Roman der Gegenwart verlangen. Das gilt für Deutsche selbst noch von Goethes Romanen.

Nun erhalten auch der moderne Roman und seine kleine Schwester, die Novelle, immer wiederkehrende Situationen, welche allen gemeinsam sind. Denn wie in alter Zeit der Gegensatz und Kampf zweier Helden, so ist in unserem Roman das Verhängnis zweier Liebenden die leitende Idee. Aber die Mittel, dies Gemeinsame durch Farbe und Schilderung immer wieder neu, eigentümlich und fesselnd zu machen, sind unermesslich größer, als in der Zeit des alten Epos.

Und die Sprache? Die hohe Schönheit des rhythmischen Klanges bei Homer und den Nibelungen, ja auch noch bei Dante und Ariost, entgeht doch der Erzählung des modernen Dichters. Auch hier der Vergleich, daß die Formen des Kindes eigenartige Schönheit haben, welche der Leib des Erwachsenen nicht besitzt. Dagegen reichlich andere, welche im ganzen bedeutender und mannigfaltiger sind. Jene alten Dichter schufen in Versen, weil es zu ihrer Zeit noch keine Prosa gab, die zu reichem Ausdruck seelischer Stimmungen und zu achobener Schilderung befähigt war. Was uns als besondere Schönheit der Alten erscheint, ist im letzten Grunde der größte Mangel. Auch unsere erzählenden Dichter vermögen einmal ihre Erfindung mit rhythmischem, hohem Klang zu umkleiden und eine Literatur, welche Hermann und Dorothea unter ihrer wertvollsten Habe besitzt, wird die Bedeutung des Verses nicht gering achten dürfen. Aber der moderne Dichter weiß auch, daß er gegen die vornehme Schönheit, welche der Vers für unsere Empfindung hat, vieles andere, was nicht weniger schön, reizvoll, fesselnd ist, in Kauf geben muß: Die behagliche Fülle der Schilderungen, den scharf charakterisierenden Ausdruck, das meiste von seiner guten Laune und dem Humor, mit welchem er menschliches Dasein zu betrachten vermag, das geistreiche Scherzwort, die scharf bestimmte Ausprägung eines Gedankens, nicht zuletzt die Mannigfaltigkeit und Vielsamkeit des sprachlichen Ausdrucks, welcher sich in Prosa bei jedem Charakter, bei jeder Schil-

derung anders und eigenartig äußern kann. Die ungebundene Rede ist in unserem wirklichen Leben ein wundervoll starkes und reiches Instrument geworden, durch welche die Seele alles anzutönen vermag, was sie erhebt und bewegt. Deshalb dürfen wir auch ihre Herrschaft in der erzählenden Dichtung nicht für eine Minderung, sondern für eine Verstärkung des poetischen Schaffens halten.

Der Roman ist auch von allen Gattungen der Poesie die, welche sich als Kunstform am spätesten entwickelt, später noch als das Drama; die Würdigung darf uns nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß schwaches und schlechtes Schaffen sich darin in übergroßer Reichlichkeit kundgibt. Welcher Gattung der Poesie hat, wenn sie gerade nach dem Zuge der Zeit obenauf war, die Masse des Schlechten gefehlt? Wären alle die epischen Gedichte des alten Hellas, welche schon den späteren Griechen sagenhaft waren, bis in unsere Zeit erhalten, wir würden bei dem Durchstudieren die allergrößte Langeweile empfinden, die Armut der Dichter im Ausdruck der inneren Gemüthsprozesse, die unablässige ewige Wiederkehr derselben Beschreibung und der Kämpfe ohne inneres Leben, wäre gar nicht auszuhalten. Der Umstand, daß der schnell bereite Bücherdruck und die hochgestiegene Leselust das unberufene Schreiben so sehr begünstigen, ist ein Übelstand, aber ein unvermeidlicher.

Unsere gesamte Bildung wird durch geschichtliches Wissen geleitet. Alles, was in irgend einer Vergangenheit des Menschengeschlechts für groß, gut, schön und begehrenswert galt, dringt, soweit es erhalten ist, in unsere Seelen und trägt dazu bei, uns die Ansichten und den Geschmack zu richten. Solch unermesslicher Reichtum an bildendem Stoff ist unsere Stärke, aber auch unsere Schwäche, er verleitet uns dem Neuen gegenüber oft eine Tiefe der Einsicht und eine Größe des Urteils, wie in keiner der vergangenen Perioden möglich war. Ebenso oft macht er uns einseitig und verhindert unbefangene Schätzung dessen, was aus den Bedürfnissen unseres eigenen Lebens herauswächst, ja er mindert uns zuweilen auch die Fähigkeit, frisch nach dem Zuge unserer Zeit zu gestalten. Nirgend wird dies auffallender, als bei den Urteilen über den Wert einer künstlerischen Erfindung. Zur Zeit Shakespeares galt das dramatische Schaffen durchaus nicht für vornehme, kaum für eine ernsthafte Dichtarbeit, ebenso wie in der Gegenwart das Roman schreiben. Und doch ist wohl möglich, daß man in irgend einer Zukunft für den größten und eigentümlichsten Fortschritt in der

Poesie des neunzehnten Jahrhunderts gerade den Prosaroman betrachten wird, wie er sich seit Walter Scott bei den Kulturvölkern Europas entwickelt hat. Deshalb wollen auch wir deutschen Romanschriftsteller uns nicht darum kümmern, wie man jedem von uns in der Folge das Maß seiner dichterischen Begabung abschätzen wird, sondern wir wollen das Selbstgefühl bewahren, daß wir gerade in der Richtung tätig sind, in welcher sich die moderne Gestaltungskraft am vollsten und reichsten ausprägt."

Für den Roman ist die Schaffung eines deutlichen historischen Hintergrundes nicht unwesentlich, weil dann die Verwicklungen, die den Charakter bilden sollen, als „Ereignisse eines wirklichen Weltlaufs“ erscheinen. Diese Erkenntnis hat sich seit Walter Scott immer siegreicher Bahn gebrochen, und so ist dieser große Schotte als Vater des historischen Romans zu bezeichnen. Dieser schildert in spannender Weise eine geschichtliche Person oder Epoche, er sieht die Weltereignisse und die politischen und kulturhistorischen Verhältnisse mehr mit dem sinnenden, freigeistaltenden Geiste des Künstlers, denn mit dem strengen Forstherange des Historikers, der in nüchternen Reflexion die Daten auf- und einanderreißt. So kommt es denn, daß der Dichter da, wo es ihm notwendig erscheint, fingierte Personen auftreten läßt, deren private Schicksale mit den bestimmenden geschichtlichen Ereignissen und Begebenheiten in Beziehung gesetzt werden. Gerade diese Art des historischen Romans hat in Deutschland gute Vertreter gefunden; wir nennen hier Viktor v. Scheffel, Willibald Alexis, Theodor Fontane, Gustav Freytag, Georg Ebers, Felix Dahn, Konrad Ferdinand Meyer, Julius Wolff, Ernst Eckstein und Georg Taylor.

Felix Dahn, geb. am 9. Februar 1834, hatte schon bevor er sich 1857 als Privatdozent des deutschen Rechts in München habilitierte, die Aufmerksamkeit des Münchener Dichterkreises durch sein frisches, farbenprächtiges Jugendwerk „Harald und Theano“ (Berlin 1856) auf sich gelenkt. Er fand in der schönen Hofstadt gar manchen Freund und vielerlei befruchtende Anregung; besonders wurde er hier auf sein bedeutendes episches Talent aufmerksam gemacht und ihm nahegelegt, sich auf diesem Gebiete zu versuchen. Der Dichter folgte dieser Weisung, wie wir sagen können, zu seinem Glück und begann noch in München 1859 das vorliegende Werk, das denn auch sein beliebtestes und bedeutendstes werden sollte; denn seine Lyrik ist mehr rhetorischer Natur, wiewohl nicht arm an ergreifenden Bildern, und seine Dramen

entbehren der notwendigen Straffheit und Steigerung und leiden unter dem Vorwalten seiner epischen Veranlagung. Diese trat deutlich in seiner 1874 veröffentlichten altordischen Erzählung „Sind Götter? Die Holfred-Sigfride-Sage“ hervor. Dahn erwies sich hier als ein berufener Dichter, der „durch die Kraft der Darstellung, der Sprache und des künstlerischen Aufbaues große Erfolge erzielt hat“. Das menschliche Handeln und Empfinden seiner Helden wird treulich durch die Bedingungen ihrer Zeit und deren Kultur bestimmt; da ermüdet kein archäologisches Beiwerk, da langweilt keine antertümliche Sprache: die Dichtung spricht uns in geschlossener monumentaler Einheit an, und wir begleiten mit regstem Interesse die uns zeitlich und erinnerlich immerhin fernen Erscheinungen.

Noch mehr eignen diese Vorzüge seinem 1876 veröffentlichten Roman „Ein Kampf um Rom“, an welchem Dahn siebzehn Jahre gearbeitet und gefeilt hatte. Der Dichter hatte hierzu während seines wiederholten Aufenthaltes in Italien, besonders in Ravenna umfangliche Studien veranstaltet. Die Darstellung von dem Untergange des ostgotischen Volkes auf italienischem Boden und dessen heroische Kämpfe, die diesen Untergang vorzögerten, darf wie Adolf Stern (Geschichte der neueren Literatur VII. S. 308) hervorhebt, in ihren ersten Teilen als die Meisterleistung Dahns gelten. „Die ganze erste Anlage des Romans, die Charakteristik der hervorragendsten Goten- und der Römerherrscher in den Gestalten des Totila, Teja, Cethegus und Aurius Thalla, die wahrhaft tragische und poetisch ergreifende Episode von Witigis und seinem Weib, die Schilderung der ersten Belagerung Roms sind durch Schwung der Phantasie, Glanz der Farben, durch festen Gang der Handlung und außerordentliche Stimmungsgewalt in der Schilderung der Vorgänge zu lebendiger Wirkung erhoben. In der zweiten Hälfte des Romans macht sich der Mißstand geltend, daß die zu schildernden Vorgänge fast über ein Menschenalter hinwegweiden und also durch die Komposition nicht einheitlich gestaltet werden können.“

Es darf nicht übersehen werden, daß Dahn bei der Arbeit dieses Romans offenbar auch unter dem Einflusse der gährenden, nach befriedigender Auslösung strebenden politischen und nationalen Verhältnisse seines Vaterlandes gestanden hat. Sein „Kampf um Rom“ zeigt uns an den herrlichen Recken gestalten der stammverwandten Ostgoten, worin deutsche Stärke und Macht beruht, welches unseres Stammes

Schwäche und der Mangel mancher nationaler Mißerfolge und Mißstände ist. Das Ostgotenreich mußte wie andere derartige germanische Staaten auf fremden Boden zerfallen, die Kraft seiner Besten verblühen, weil eine Verschmelzung der germanischen und romanischen Rasse Unnatur ist. An diesem phantastischen Probiem zerstückelte die Kraft der Ottonen, zerplitterte die Kaiserherrlichkeit der Hohenstaufen, und wie ein irrendes Meeresgefäß klingt es uns aus Dahns großartiger Dichtung entgegen, daß wir Schillers herrliches und beherzigenswerthes Wort um so besser begreifen lernen:

„Aus Vaterland, aus teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die festen Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.“
(Wilhelm Tell II, 1.)

Diese nationale Bedeutung hat Dahns Romane auch seit seinem Erscheinen eine ungeschwächte Beliebtheit gesichert. Keines seiner weiteren Werke kann sich auch nur im entferntesten gleicher willkommener Aufnahme rühmen; ja man geht mit seinem Urtheile nicht zu weit, wenn man sagt, daß all die von Dahn nachher veröffentlichten kleinen Romane aus der Völkerwanderung wie „Felicitas“, „Vistula“, „Geltimer“, „Die schlimmsten Nonnen von Voitiers“, „Kredegundis“, „Attila“, „Die Bataver“, „Chlodovech“, „Vom Chiemgau“, „Ebrouin“, „Am Hofe Herrn Karls“, „Stilicho“ und „Der Vater und die Söhne“, besonders die beiden zuerst aufgeführten, nur als schwache, ja schwächliche Nachklänge zu der großen Schöpfung, wie sie „Ein Kampf um Rom“ darstellt, gelten können. Auch die übrigen größeren Romane Dahns stehen an Pracht der Darstellung, Lebhaftigkeit der Schilderung, an packenden Bildern diesem Meisterwerke nach.

Als wissenschaftliche Grundlagen für seinen Roman führt der Dichter in der Einleitung selber an: Seine Geschichte „Die Könige der Germanen (II—IV. Band. München und Würzburg 1862—66) und „Prokopius von Caesarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römertums. Berlin 1865.“ Ferner seien erwähnt Prokops Werke verdeutscht von Dindorf. (1833—38) 3 Bde. Es würde zu weit führen, den Abweichungen des Romans von der eigentlichen Geschichte nachgehen zu wollen. Als völlig frei erfunden bezeichnet Dahn selbst die Person

des Haupthelden Cethegus; doch heißt es engberzig urtheilen, wenn man aus diesem Umstände mit Robert Koenig folgern wollte, Dahn ginge über die erlaubten Grenzen des historischen Romans hinaus in das Gebiet der romanhaft behandelten Geschichte hinein. Trotz dieser Freiheit und im Interesse der Einheitslichkeit der Komposition gebotenen zeitlichen Zusammenrückung und einzelner Verschleierungen bleibt „Ein Kampf um Rom“ einer unserer besten und die Geschichte des tapferen Ostgotenvolkes wirkungsvoll beleuchtenden historischen Romane.

II.

Gedankengang.**Erstes Buch.****Theoderich.**

Erstes Kapitel. Es war im Jahre 526 n. Chr. Der mächtige Ostgotenkönig Theoderich hatte sich auf der sonnigen Halbinsel Italien ein starkes Reich gegründet mit der Hauptstadt Ravenna. Allen Goten und Römern, wollte er ein Vater, ein Segen sein; aber die Welschen fügten sich nur mit Unlust der aufgezwungenen Herrschaft und warteten sehulich auf des Königs Tod, um das lästige Joch der blonden Barbaren abzuschütteln. Hildebrand, des Königs greifer und tapferer Waffenmeister, erkannte scharfen Blickes die Lage und war darauf bedacht, beizeiten vorzubeugen. Er lud darum die edelsten und beliebtesten der Gotenhelden, den starken Hildebad und dessen schönen und kühnen Bruder Totila, den kühnen Helden Teja und den durch hohen Sinn wie durch Tapferkeit gleich ausgezeichneten Witichis nächtligerweise zusammen, um mit ihnen des Landes und des Volkes Zukunft zu besprechen. Gaben doch weder Theoderichs Tochter Amalastwintha noch dessen Enkel Athalarich den Goten die Gewähr, ihr Reich in alter Macht und Ehre weiter zu erhalten. Auch war es kein Geheimnis, daß der oströmische Kaiser, besonders dessen taten- und ruhmduerftiger Nefle Justinian mit begehrliehen Blicken nach Italien schielten und nur die günstige Gelegenheit abpaßten, um Byzanz mit Rom zu einem Weltreiche zu einen. Wenngleich die Goten die Heere der Griechen nicht zu scheuen brauchten, so war doch die von deren Feldherren Belisar und Narfes beliebte Kriegsführung mehr auf schlaue Berechnung denn auf persönliche

Tapferkeit gegründet und daher keineswegs zu unterschätzen. Auch hatten viele Goten schnell die fremde Art und Wissenschaft sich angeeignet, um nicht in dem Berrufe von Barbaren zu verharren, sich so mehr und mehr innerlich ihren Stammesbrüdern entfremdend. Darum war es not, die alten Tugenden der Goten sowie deren Heldentaten bei dem Nachwuchs lebendig zu erhalten, um dem Volke seinen Stolz und seine feste Einheit zu bewahren. Mit dem Gelübnis, so im Volke wachend und mahnend zu wirken, verließen die Helden die entlegene Tempelstätte.

Zweites Kapitel. Sie traten nach einigen Schritten unter eine uralte Steineiche. Hildebrand rißte ihnen mit einem alten scharfen Steinmesser den entblößten linken Arm und fing ihre Blutstropfen in einem Kessel auf. Hierbei schwuren die fünf Helden, alles aufzubieten zum Wohle ihres Volkes unter Hintansetzung ihrer eigenen Person. Dann führte sie Hildebrand auf die andere Seite des Baumriesen; hier standen sie plötzlich vor einem offen gähnenden Grabe, aus dem drei gebleichte Skelette im Schimmer des fahlen Mondlichtes ihnen entgegenstarrten. Es waren die überbleibsel von Hildebrands wackeren Söhnen, die ehemals in der blutigen Rabenschlacht für ihr Volk ihr Leben dahingegen. Alle waren tief ergriffen, und voll ernster Gedanken schieden sie voneinander.

Drittes Kapitel. Wenige Wochen später fand in den Kataomben Roms eine andere heimliche Zusammenkunft statt. Es waren rechtgläubige Priester und vornehme römische Patrizier hier versammelt, zu beraten, wie sie am besten die Herrschaft der Goten abschütteln könnten. Silverius der Archidiacon der alten katholischen Kirche, leitete die Versammlung, in welcher der jugendlich ungestüme Lucinius, der Advokat Scävola, Cethegus, der Präfect von Rom sowie die Senatoren Calpurnius und Pomponius hervortraten. Zu den zum Sturze der Goten begründeten Geheimbund sollte jedoch der reiche Albinus, durch dessen Verrat vor einiger Zeit Voethius und Symmachus von Theoderich zum Tode verurteilt worden waren, aufgenommen werden. Die meisten Anwesenden waren anfangs dagegen, aber des Archidiaconen und des Präfecten eindringlicher Fürsprache gelang es, alle vorgebrachten Bedenken zu zerstreuen. Besonders Cethegus wußte die ihm willenslos folgende Witwe des Voethius, Rusticana, zu bestimmen, dem Albinus vor allen die Hand zum Zeichen der Veröhnung zu reichen. So ward denn Albinus aufgenommen. Mit der Mahnung, auf der Hut

vermerkenwerten Zug von Mitterlichkeit. Ihm ist ein guter Scharfblick eigen, im Handumdrehen hat er des Gegners Schwächen oder Absichten durchschaut und trifft dementsprechend seine Anordnungen; darum auch seine Taktik, Germanen durch Germanen aufzureiben.

Eine Rolle eigener Art spielt der in seiner Leidenschaftlichkeit schier ungezügelte Korse *Furius Ahalia*. Was er erbäht, soll nur ihm gehören; ganz oder gar nicht, das ist seine Losung und mit eiferfüchtig gierendem Blicke wachet er darüber. So wird er, von seinem fast tierisch zu nennenden Empfinden überwältigt, zum brutalen Frevler an seiner Braut, die sich schwer von den Herzen der Eltern zu trennen vermag. Wie alle Zähornigen berent er bitter und sucht in ausgiebigem Tun Vergessenheit und seelisches Gleichgewicht. Den empöckerischen Bestrebungen der Römer steht er anfänglich ablehnend gegenüber; sein eigener Vorteil hat ihn zur Genüge erkennen lassen, was Handel und Wandel der sonnigen Halbinsel dem Gotenregimente verdanken. Noch einmal erhofft er für sich ein reines, ruhiges Glück am häuslichen Herde; er wirbt bei seinem Geschäftsfreunde *Valerius* um die Hand von dessen anmutig-schöner Tochter, findet jedoch keine Gegeneigung, sondern muß vielmehr erkennen, daß der einzige Mensch auf Erden, dem er so vielen Dank schuldet, *Totila*, sein begünstigter Nebenbuhler ist. Ihn, nur ihm allein will er weichen, entzagen, und um das heiße, brennende Weh seines tiefverwundeten lodernen Herzens zu stillen, sucht er die weite Ferne auf. An den Gestaden des fernab gelegenen indischen Weltmeeres will er Vergessenheit trinken und innerliche Ruhe gewinnen. Da erfährt er, der Raftlose, Angeberdige in der Ferne, daß König *Totila* aus Gründen der Staatsraison die Geliebte freigegeben. Rasch macht er sich auf, um dem bedrängten Freunde beizustehen und sich nicht nur den Dank des Freundes sondern auch die Zuneigung *Valerias* zu erwerben. Doch seiner harren neue, herbere Enttäuschungen. *Valeria* bleibt des Nebenbuhlers Braut; er schäumt wie ein verletztes Tier der Wildnis vor Wut, und nur *Totilas* eindringliches Vorstellen vermag ihn einigermaßen zu besänftigen. Der Anblick der Geliebten, von der er für immer Abschied nehmen will, vernichtet jedoch mit einem Schlage alle Besonnenheit, mit gesteigerter Leidenschaft, die durch die Abweisung und Kälte *Valerias* noch genährt wird, stürzt er sich auf die Geliebte, sich mit Gewalt in den Besitz dessen zu setzen, das ein widrig Schicksal ihm unaufhörlich vorenthält. Da tritt ihm *Tol*

aufs neue in den Weg; er eilt davon, doch nicht als Neumütiger, nicht als entzagernder Freund, sondern voll blutigen Hasses und teuflischer Rachgier. Sein Verrat gelingt nur zu gut, und er stirbt, nachdem er den Nebenbuhler tödlich verwundet, mit dem jatten Gefühle befriedigter Rache.

Ihm gleicht an Wildheit auch der seinem Herrn blind ergebene *Afrikaner Sypchar*, *Siempals* Sohn, eine wilde Stagematur, geschmeidig, schlau, leidenschaftlich, aufopfernd und bewegend, ein seinem Besizer äußerst wertvolles und brauchbares Werkzeug, dem Gegner aber gefährlich durch seine überlegene List und Zindigkeit. Während ist seine aus unbesiegbarer Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter entspringende Treue gegen *Cethegus*. Das Dasein seines Herrn ist in allen Schattierungen auch das seine, er will nicht leben ohne ihn, darum, den Leichnam des Präfecten der Schande entziehend, sucht er den Tod im Krater des Vesuvus. In seiner Ergebenheit bildet er eine Parallelnatur zu *Wachis* und zu seiner Landsmännin *Aspa*.

Als Werkzeug eiferfüchtigen Hasses zeigt sich auch *Jochem*, der verschmähte Liebhaber der schönen *Mirjam*, eine in ihrem Wesen und Wollen dem stolzen *Furius Ahalia* nahestehende Natur; wo er nicht glücklich ist, darf auch ein anderer nicht glücklich sein. Darum führt er die *Byzantiner* durch den Kanal ins Innere von *Neapolis* und bedingt so den Untergang der Geliebten und ihres Vaters, aber auch sein eigenes Ende.

Da ist der treue Turmwart *Isaak*, auch einer aus dem heimatlosen Geschlechte der Hebräer, eine ungleich angenehmere Erscheinung. Dankbar erkennt er der Goten Toleranz, die ihm und seinen Stammesangehörigen friedsame Entwidlung und menschenwürdige Beachtung gewährt. Treu und tapfer waltet er seines Amtes, verschwiegen ehrt er seines Wohltäters Geheimnis, stolz freut er sich seiner frommen und guten Tochter, ein Genießer stillen und schlichten Glückes. Auch im Augenblicke der Not verläßt er seinen Posten nicht und besiegelt seine Anhänglichkeit mit dem Tode.

Wie groß und hoch steht dieser einfache *Israclit* dem entarteten, feigen selbstüchtigen und ehrvergeßenen *Ameungen Theodahad* gegenüber. Dort im schlichten Gewande ein Held der Treue, hier im Königspurpur ein verlumpter Gesell, schmutzig geizig, verräterisch, ein Vernichter reinen Glückes, kein Mehrer, sondern ein Zerstörer der Volkswohlfaht, dem alles auf Erden feil ist, wenn er nur seinen Mammon vergrößern kann. Er ist ein echter *Sohn Lotis*,